

Verlagerung der Kaufkraft

Verlagerung, nicht Lösung der Krise durch das neue Steuerprogramm

Von Hans Eißermann

Eine Regierung soll führen, d. h. sie muß auch den Mut zu Maßnahmen aufbringen, die unpopulär sind. Allein von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, scheint das Deckungsprogramm der Regierung Brünning allerdings ein hohes Maß von Führungswillen zu verraten. Aber die Unpopularität darf nicht das einzige Kennzeichen wahrer Führung sein, notwendig gehört dazu, daß der eingeschlagene Weg zum Ziele führt. Die Rettung aus der Notlage, in der sich das deutsche Volk zur Zeit befindet, kann nur auf einem ganz neuen Wege gefunden werden, den aber zeigt das vorgelegene Deckungsprogramm nicht. Es reißt den dem Abgrund zueilenden Wagen nicht in andere Richtung, sondern drängt ihn höchstens in ein anderes Geleise desselben verhängnisvollen Weges, und in ein sehr ausgefahrenes obendrein. Was uns fehlt, ist Kaufkraft, die sich, auf dem deutschen Markt betätigen kann. Begründet ist dieser Mangel letzten Endes durch den Abfluß von Geld ins Ausland, wofür Kriegszulagen, Verzinsung der Auslandsanleihen und Einfuhr die Hauptverantwortung tragen. Dieser Mangel an Kaufkraft drückt sich in den hohen Zahlen der Arbeitslosen, im Darniederliegen von Industrie, Gewerbe und Handel und — als letzte Auswirkung — dem Wiedereingang von Steuern aus.

Dem will man nun dadurch abhelfen, daß man das Einkommen eines begrenzten Kreises kürzt, um die dadurch gewonnenen Mittel anderen zuzuführen. Durch eine besondere Verteilung dieser Mittel hofft man Arbeit zu schaffen, d. h. die Produktion zu heben. Man verschließt sich dabei bewußt der Erkenntnis, daß die Millionen, die den Festbesoldeten genommen werden, in deren Hand sich auch in Kaufkraft, d. h. Arbeit umgekehrt oder zur Bildung des nach herrschender Ansicht für die Belebung der Wirtschaft ebenfalls höchwichtigen Kapitals beitragen würden. Nicht viel anders sieht es mit den Beträgen, die Reichsbahn und Reichspost über die ursprüngliche Planung hinaus der Wirtschaft durch Aufträge zuführen sollen. Soeben erst hat die Reichsbahn Tarife erhöht und weitere einschneidende Steuererhöhungen in Aussicht genommen, weil sie angeblich nicht in der Lage ist, die notwendigen Anschaffungen für den Fortbestand der Verkehrssicherheit zu machen. Da muß man sich doch fragen, woher jetzt die Mittel genommen werden sollen, um das neue Programm durchzuführen. Auch die Kosten dafür tragen letzten Endes die Steuerzahler, seien es Einzelpersonlichkeiten, sei es die Wirtschaft. Ebenso wenig läßt sich das schon lange drohende Gespenst einer Steigerung der Postgebühren, also einer weiteren Belastung des deutschen Volkes, dadurch bannen, daß man der Reichspost überplanmäßige Ausgaben zumietet.

So läuft der ganze Deckungsplan nur darauf hinaus, Kaufkraft und Arbeit dadurch zu schaffen, daß man beides an anderer Stelle fortnimmt. Die Regierung gleicht dem Manne, der Geld aus einer Tasche in die andere steckt und nun glaubt, durch die Füllung dieser Tasche reicher geworden zu sein. Auch die Verwendung der — nur scheinbar — neu gewonnenen Mittel hält ernster Kritik nicht stand. Der Bau von Wohnungen — ganz abgesehen davon, daß 35 000 bis 40 000 Wohnungen nur einen Bruchteil der Durchschnittszahl der letzten Jahre bedeuten — wirkt als unwirtschaftlicher Verbrauch von Kapital für Bedürfnisse, die, allerdings weniger bequem, auch ohne diese besonderen Ausgaben befriedigt worden wären. Schon jetzt stehen Neubauwohnungen leer, weil die für die Verzinsung des angelegten Kapitals erforderlichen Mieten nicht gezahlt werden können. Dieses Kapital ist also seiner wirtschaftsfördernden Funktion entkleidet, d. h. verloren. Nicht anders wird es den wiederum für den Wohnungsbau vorgesehenen Mitteln gehen. Sie befruchten nur einmalig den Arbeitsmarkt — daß sie außerdem an anderer Stelle fehlen, wurde schon ausgeführt — und verschwinden, wenn sie verbraucht sind.

Tokio und Washington

Eine warmblütige Freundschaft

Von Otto Corbach, Berlin

Es hat in der öffentlichen Meinung der Vereinigten Staaten peinliches Aufsehen erregt, daß die glänzende Werbetätigkeit William K. Castle, dem Präsidenten Hoover als besonderem Vertrauensmann für die Zeit der Londoner Konferenz die amerikanische Botschaft in Tokio anvertraute, mit einem Mißklang endete. Am 24. März hatte die japanisch-amerikanische Gesellschaft ihm zu Ehren ein Bankett veranstaltet, an dem der japanische Außenminister, der Minister für die Kolonien und andere führende Staatsmänner Japans teilnahmen. Castle feierte in einer eindrucksvollen Rede noch einmal die von ihm immer wieder betonte neue Aera amerikanisch-japanischer Zusammenarbeit im Fernen Osten unter dem Schutze japanischer Seemacht, der in ostasiatischen Gewässern die Vorherrschaft gebühre. Der japanische Einfluß verbürge die friedliche Entwicklung der beiderseitigen Interessen in China, wie andererseits das An-

wachen des japanischen Handels mit Latein-Amerika der Sicherung des Friedens und einer Politik der offenen Tür im panamerikanischen Räume durch die Washingtoner Regierung zu danken sei. Mitten in die harmonische Stimmung, welche die Rede Castles auslöste, platzte dann aber eine unerwartete, in ironischer Tonart vorgebrachte kurze Ansprache des ehemaligen japanischen Botschafters in Washington, Hanjikas, hinein, welche die Hoffnung ausdrückte, daß Herr Castle seinen Einfluß in den Vereinigten Staaten geltend machen möchte, die Ungerechtigkeit aus der Welt zu schaffen, die das amerikanische Einwanderungsgesetz vom Jahre 1924 für Japan bedeute.

Seit dem Jahre 1908 war die Frage der japanischen Einwanderung in die Union Gegenstand eines „Gentlemen Agreements“ gewesen, wodurch sich die japanische Regierung verpflichtet hatte, japanischen Arbeitern aus freien Stücken keine Pässe nach den Vereinigten Staaten auszustellen. Das Gesetz vom Jahre 1924 hob diese Vorzugsbehandlung auf, indem es die japanischen Auswanderer in die allgemeinen Bestimmungen über die Ausschließung asiatischer Einwanderer einbezog. Japan mußte sich damals auf Grund

written nicht produktiv. Ähnliches gilt für den Straßenbau. Man kann dadurch vielleicht die Wirtschaft einiger Bezirke beleben, wohl auch die Verkehrsnoten der Gesamtheit verringern, jedoch wird, was die eine Seite gewinnt, bezw. spart, einer anderen wieder entgehen. Auch hier handelt es sich nur um eine Verlagerung von Kaufkraft, nicht um eine Steigerung. Dabei ist außerdem zu überlegen, ob nicht auch beim Straßenbau ähnlich wie beim Wohnungsbau ein beträchtlicher Teil des aufgewandten Kapitals unproduktiv festgelegt wird.

Führten die beiden erörterten Seiten des neuen Deckungsprogramms wegen seiner Unwirksamkeit dazu, es abzulehnen, so verdient ein dritter Punkt eine nicht minder ernsthafte Kritik: das Notopfer der Festbesoldeten. Man geht damit auf eine erhebliche Neubelastung des Arbeitseinkommens aus. Gerade für die schaffenden Kreise, denen man noch vor kurzem eine Senkung der Einkommensteuer versprochen hatte, wird sie erhöht. Außer zu der schon behandelten Kaufkraftminderung führt diese Maßnahme zu einer Verringerung der Kapitalbildung, denn die vom Notopfer betroffenen Schichten gehören größtenteils zu denen, die jede entbehrliche Last zur Sparlaste tragen. Auf der einen Seite begründet man den beabsichtigten Abbau von Kapitalsteuern — Kapitalertrags- und bezeichnenderweise Börsenumsatzsteuer stehen im Steuererleichterungsprogramm an erster Stelle — mit der Notwendigkeit, die Kapitalbildung zu fördern, auf der anderen Seite behindert man diesen Vorgang durch Besteuerung des Arbeitseinkommens. So ist bedauerlich, daß die bürgerliche Regierung diese kapitalfreundliche und arbeitsfeindliche Einstellung von der früheren sozialdemokratischen übernommen hat.

So findet sich nirgends ein der außergewöhnlichen Lage gerecht werdender neuer Gedanke. Die Regierung will sich noch nicht einsehen, daß die ganze Not des deutschen Volkes durch seine Beziehungen zum Ausland bedingt ist. Man versucht, die Produktion im Innern zu heben, und hat doch nicht einmal für die derzeitige geringe Produktion ausreichenden Absatz. Aus dem Grunde führen alle Anstrengungen zur Eindämmung der Arbeitslosigkeit nur zu Scheinerfolgen, die in kurzer Zeit von gesteigertem Glend abgelöst werden. Gesteuert kann der Rot im Inland nur dadurch werden, daß der Abfluß von Kaufkraft ins Ausland gedrosselt und die Betätigung ausländischer Kaufkraft auf dem deutschen Markt gefördert wird. Die Quellen unseres Glendes sind Kriegszulagen, übermäßige Einfuhr und Auslandsverschuldung. Bei welchen dieser Faktoren der Hebel anzusetzen ist, sollte nicht schwer zu entscheiden sein. Die Rücksichten auf das Ausland haben endlich den deutschen Lebensnotwendigkeiten zu weichen. Im Außenhandel konnten sie den katastrophalen Niedergang unserer Industrie nicht verhindern; sie sind also dort fast am Plage. Hier öffnet sich die eine Möglichkeit zur Abstellung der einen Schadensquelle. An den Verpflichtungen aus den Auslandsanleihen läßt sich nichts ändern.

bleibt noch der dritte Punkt, die Tributlasten. Wohlweislich hat sich die deutsche Regierung, wie von ihr trotz entgegengesetzter französischer Stimmen immer wieder behauptet wurde, die Möglichkeit einer Revision des Youngplans vorbehalten. Nur das ließ die Mehrheit des Volkes den Entschluß zur Übernahme der ungeheuren Lasten finden. Seitdem hat sich die wirtschaftliche Lage Deutschlands geradezu ungescheuert verschlechtert. Statt der erwarteten Erleichterungen in Höhe von 700 Millionen entstand die Notwendigkeit, fast zwei Milliarden neuer Lasten aufzunehmen, und das allein im Reich. Auch Länder und Städte suchen nach Deckung für erhöhte Ausgaben. Freuchen verdoppelte die Grundvermögenssteuer, mit einer Steigerung des Schulgelbes ist zu rechnen. Man braucht sich nur die Frage vorzulegen, ob der Youngplan im Reichstag angenommen wäre, wenn das Volk diese Entwicklung vorausgesehen hätte, um jeden Zweifel darüber zu verlieren, daß schon jetzt der Zeitpunkt zur Anmeldung einer Revision der Tributverpflichtungen gekommen ist.

wachsen des japanischen Handels mit Latein-Amerika der Sicherung des Friedens und einer Politik der offenen Tür im panamerikanischen Räume durch die Washingtoner Regierung zu danken sei. Mitten in die harmonische Stimmung, welche die Rede Castles auslöste, platzte dann aber eine unerwartete, in ironischer Tonart vorgebrachte kurze Ansprache des ehemaligen japanischen Botschafters in Washington, Hanjikas, hinein, welche die Hoffnung ausdrückte, daß Herr Castle seinen Einfluß in den Vereinigten Staaten geltend machen möchte, die Ungerechtigkeit aus der Welt zu schaffen, die das amerikanische Einwanderungsgesetz vom Jahre 1924 für Japan bedeute.

Seit dem Jahre 1908 war die Frage der japanischen Einwanderung in die Union Gegenstand eines „Gentlemen Agreements“ gewesen, wodurch sich die japanische Regierung verpflichtet hatte, japanischen Arbeitern aus freien Stücken keine Pässe nach den Vereinigten Staaten auszustellen. Das Gesetz vom Jahre 1924 hob diese Vorzugsbehandlung auf, indem es die japanischen Auswanderer in die allgemeinen Bestimmungen über die Ausschließung asiatischer Einwanderer einbezog. Japan mußte sich damals auf Grund

der durch den großen Krieg geschaffenen weltpolitischen Machtverhältnisse eine solche Behandlung gefallen lassen. Daß sich heute die amerikanische Diplomatie außerordentlich nachdrücklich um die japanische Freundschaft bemüht und japanische Stimmen immer entschiedener für ihre Auswanderer von der Union die gleiche Behandlung fordern, wie sie europäischen Auswanderern zuteil wird, beweist, wie sich die weltpolitische Lage für die japanisch-amerikanischen Beziehungen gewandelt hat.

Handelte es sich um nichts weiter als eine Anwendung des Quotengesetzes auf japanische Auswanderer, so brauchte man in den Vereinigten Staaten vor einer restlosen Befriedigung des japanischen Ehrgeizes nach Gleichstellung mit europäischen Nationen nicht zurückschrecken. Die Anzahl der zugelassenen Japaner würde auf Grund dieser Bestimmungen so gering sein, daß daraus keine neue Rassengefahr erwachsen könnte. Der springende Punkt ist aber der, daß sich die westlichen Staaten in ihrer eigenen Gesetzgebung für fremde, insbesondere asiatische Einwanderer von Washington aus keine Vorschriften machen lassen, so daß erfahrungsgemäß jede Beschwerde japanischer diplomatischer Stellen über eine die Ehre der japanischen Nation verletzende Behandlung japanischer Einwanderer innerhalb der Union zu schwierigen Auseinandersetzungen zwischen den Bundesbehörden in Washington und den Regierungen der Einzelstaaten führen muß. Im übrigen kann man ja auch gar nicht wissen, ob sich die Washingtoner Regierung nicht genötigt sehen wird, die Einwanderung aus Europa nach der Zugehörigkeit zu Berufsn, die in der Union überfüllt sind, zu beschränken.

Das Schlimmste für die Washingtoner Regierung in dieser Frage besteht darin, daß die materielle Wohlfahrt des Volkes der Vereinigten Staaten von dem politischen Verhalten Japans immer abhängiger, hingegen das Gedeihen des japanischen Volkes von dem politischen Wohlwollen der nordamerikanischen Union immer unabhängiger wird. Als Japan damals anlässlich des gemeinsamen Botschaftens zur Unterstützung des bolschewistischen Unternehmens gegen den Bolschewismus viel mehr Truppen in Sibirien gelandet hatte, als vereinbart worden war, genügte die Drohung Wilsons, Stahl- und Baumwoll-Lieferungen nach Japan zu unterbinden, um die japanische Regierung zur Zurückziehung des Gros ihrer Truppen zu veranlassen. Inzwischen wuchs aber die Bedeutung der fernöstlichen Rohstoffquellen und Absatzmärkte für die amerikanische Wirtschaft in immer stürmischerem Tempo. Die Union verbraucht 70 Prozent der Gesamtproduktion der Erde an Rohgummi, und ihre Zufuhren kommen ganz überwiegend aus den Malaienstaaten auf Seewegen, die Japan leicht abschneiden kann. Die Union führt heute noch lateinamerikanischen Ländern zweieinhalbmal so viel, aber nach fernöstlichen Ländern viereinhalbmal so viel aus wie 1913. Der Wert der Ein- und Ausfuhr im Handel der Union mit dem Fernen Osten stieg von 854 Millionen Dollar im Jahre 1913 auf weit über 2 Milliarden Dollar im Jahre 1929. Das in fernöstlichen Unternehmungen angelegte amerikanische Kapital stieg von noch nicht 100 Millionen Dollar im Jahre 1913 auf 1054 Millionen im Jahre 1927. Nun ist die politische Sicherheit im Fernen Osten außerhalb der japanischen Reichsphäre überall im Zerfall, innerhalb dieser aber im Wachsen begriffen, was belegen will, daß die japanische Politik amerikanische Wirtschaftskreise im Fernen Osten nach Gutdünken fördern und begünstigen kann.

Alles das hat dazu geführt, daß der amerikanische Wirtschaftsorganismus heute an lebenswichtigen Punkten in der Nachbarschaft des Zentrums der japanischen Reichsphäre tödlich getroffen werden kann, weshalb sich Japan bei gewaltsamer Auseinandersetzung mit der Union auf die Verteidigung beschränken, diese aber das Inselreich angreifen müßte. Von Jahr zu Jahr kann Japan infolgedessen einen stärkeren diplomatischen Druck auf die Vereinigten Staaten auch in der Einwanderungsfrage ausüben, indem es lediglich die Vorteile seiner strategischen Lage immer besser ausnützt. Es ist daher wahrheitsgemäß, daß sich die Bemühungen der Washingtoner Diplomatie um ein dauernd freundschaftliches Verhältnis mit Japan schließlich als Sisyphusarbeit erweisen müssen.

Das Geheimnis um den Tod Ludwigs des Zweiten

Die Pfingsttraödie am Starnberger See

Am 13. Juni 1886, dem ersten Pfingstfeiertag, fürzte sich bekanntlich der einstige Bayernkönig Ludwig der Zweite in den Starnberger See. Sein Begleiter, der Arzt Dr. Gudden, ertrank ebenfalls bei dem Versuch, Ludwig den Zweiten zurückzubalten. Das Ende des geisteskranken Königs wurde bis auf den heutigen Tag nicht ganz geklärt. Der kürzlich von Wilhelm Dieterle inszenierte Film „Am das Ende Ludwigs des Zweiten“, ruft die Erinnerung an die Traödie am Starnberger See erneut wach. Von einem Augenzeugen der Vorgänge des 13. Juni 1886, dem Schauspielregisseur Richard Erdmann, erhalten wir folgende „Erinnerung“, die in weitesten Kreisen Interesse finden dürfte:

„Ich spielte als junger Schauspieler im Ensemble meiner Mutter, der Theaterdirektion Friedrich Erdmann Witwe, als erster Held und Liebhaber. Am die Pfingsttage waren wir ge-

rade in Starnberg. Am ersten Pfingsttag bekam ich von meinem Freund, einem in Neuschwanstein im Dienste Ludwigs des Zweiten lebenden Forstmann, die Nachricht, daß der König nach Berg. seinem Parkschloß am Starnberger See, komme, und daß mein Freund bei dieser Gelegenheit unsere Vorstellung ansehen wolle. Ich sollte meine Zither bereithalten, damit wir nachher noch etwas musizieren könnten. Nach der Vorstellung, wie dieselben damals das Schauspiel „Philippine Weller“ und ich darin den Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, traf ich mit meinem Freunde zusammen, und wir hatten eben den neuen Königs-Kart-Marsch gespielt, als ein Gendarm ins Zimmer trat und zu meinem Freunde aufgetretet sagte, es solle sofort einspannen und zum Bezirksarzt und Amtsrichter nach Berg fahren, man vermute, der König sei mit dem ihn kändig begleitenden Zeremoniarzt v. Gudden ins Wasser gegangen. Mein Freund machte sich sofort fertig; ich aber lief schnell an den See und sah auch in Richtung Berg im See Pächter schwimmen.

Ich rannte eilends nach Berg, unterwegs schloß ich mir ein am Rentamt Starnberg tätiger Schreiber an. Bei strömendem Regen kamen wir nach Berg. Bei Torwächter Fischer Liedel klopfte ich an, dieser öffnete, und als ich fragte, ob diese Schauermärchen denn wahr sei, sagte er unter heftigem Schluchzen und Weinen: „Ja, gehts ein, mei armer Ludwig ist tot!“ Damit waren wir bereits im Park, und wir gingen nun zu den beiden Leichen. „Ich bin jetzt 76 Jahre alt“, so erzählte der alte Erdmann, aber einen solch schmerzlichen wehmütigen Eindruck, der mich so erschütterte, habe ich in meinem Leben nie wieder gesehen. Ich meinte wie ein Kind, als ich die Leiche sah, diese häßliche Frau, diese breiten Schultern, das schmale Gesicht in diesem kleinen Kopf und das wunderbar große offene Auge, das über die Stirn hängende Lockenhaar.

Wir verweilten längere Zeit bei den Leichen; v. Gudden lag verzerrt und hatte einige Kratzwunden am Hals; und dann begaben wir uns an die Stelle am See, an der sich die Tragödie abgespielt hatte. Wir setzten uns auf die Bank, von der aus der König in den See ging. Aus den Fußstapfen des Königs sammelte ich mir einige Steinchen und von der Bank schnitt ich mir einzelne Holzsplitter als Andenken ab. Sehr bald sammelten sich nun vor den Toten Leute, die durchaus den König sehen wollten. Aber niemand durfte mehr aus und ein. Ich hatte auch kein Verlangen, heimzugehen, denn, da doch Landestrouber eintreten würde, werden die Theater geschlossen, und es war ein Glück, daß bald genügend Gendarmen da war, die Ordnung geschaffte hat. Die Leiche des Königs wurde im Schloß aufgebahrt, die Minister trafen ein, und dann durfte das Volk an der Leiche vorbeiziehen. v. Gudden lag in einem Zimmer daneben.

Ich habe mir damals über diese Tragödie allerlei Gedanken gemacht. An der Stelle, an der der König ins Wasser ging, reichte am Ende des Parkes ein Bletterzaun nur etwa 10 bis 15 Meter in den See hinein. Der König, ein guter Schwimmer, wäre sicher um den Zaun herumgekommen und dann außerhalb zurück ans Land geschwommen. Denn damals war die Kaiserin von Oesterreich auf der anderen Seite des Sees zu Besuch. Der Wirt in Leoni erzählte mir nun, daß um die gleiche Zeit, als der König ins Wasser gegangen war, gehindert und bestimmt bekümmert von v. Gudden, eine seine noble Kutsche dem Park zufahren sei, die mit zwei Männern auf dem Hof besetzt war, während sich ein Herr im Innern der Kutsche befand. Ich fragte mich gleich, ob das nicht Abscheulich der Kaiserin waren, die bekanntlich mit dem König sehr gut stand und die sicher bei den verschiedenen Fluchtversuchen des Königs behilflich gewesen wäre. Diese Beobachtung habe ich offen nach meiner Rückkehr in Starnberg erzählt.

Da kam ein paar Tage darauf ein Gendarm zu mir und befragte mich über diese Sache. Ich sagte ihm die Wahrheit und was der Wirt in Leoni damals gleich über die Kutsche erzählt hat. Der Gendarm verbot mir in strengem, barischem Tone, solche Geschichten zu verbreiten. Ich sollte meinen Mund halten, sonst könnte ich Unannehmlichkeiten bekommen. Ich ging dann, sobald als möglich zu dem Wirt und stellte ihn ob seiner Aussage. Darauf sagte er mir auf echt bairisch, ich solle mein Maul halten, er habe nichts gesehen und nichts erzählt, und er wolle seine Ruhe und seinen Frieden haben. Ich glaube nun ziemlich bestimmt, daß der Wirt damals eingeschüchelt worden ist, denn er hat doch unmittelbar nach dem Geschehnis mir diese Beobachtung mitgeteilt. Den damaligen Dienststellen am Hofe war das sicher unangenehm, und deshalb mußte es unter allen Umständen unterdrückt werden. Ich habe nach dem Fall noch in Erfahrung gebracht, daß der König, als er an dem Abend mit v. Gudden in den Park ging, zu dem diensttuenden Gendarmen gesagt hat: „Heute ist schlechtes Wetter, aber auf Regen folgt Sonnenschein“. Zu Dr. v. Gudden soll er nachher noch gesagt haben: „Schiden Sie doch die zwei Männer, die immer hinter uns hergehen, zurück, das macht mich nervös.“ Ich hab mir daraufhin später nochmals genau die Stelle im See an. Wo v. Gudden lag, war der See höchstens 1 Meter tief, da muß der Kampf stattgefunden haben. Der König lag 4-5 Meter weiter weg im See an tieferer Stelle. Daraus, daß der Wirt in Leoni von seiner Aussage abging, ist zweifellos die reflexive Auffklärung des tragischen Todes Ludwigs des Zweiten verleiht worden. So wie ich aber unmittelbar die Sache erlebt habe, scheint mir der Entführungsversuch von Österreichischer Seite aus gänzlich so unmöglich.

Schaufenster und Zeitungsanzeige

Von Hans Kurt Rose,
vorm. Generalsekretär des Verbandes Deutscher Reklamefachleute E. V.

Wenn man den Wert einer Reklame feststellen will, so ist die ausschlaggebende Frage natürlich die: wie wirkt sie auf die Leute, auf die sie abzielt? Und diese Frage ist so mit auch zu stellen, wenn man einmal das Verhältnis der Schaufenster- und der Zeitungsreklame mit einander vergleichen will. Es gibt vereinzelt noch Kaufleute, die sagen: ich brauche keine Inserate; mein Geschäft liegt so günstig am Verkehrsstrom, daß meine Schaufenster die beste Reklame darstellen. Diese Begründung hat natürlich etwas Bestechendes. Und doch ist sie nicht stichhaltig. Eine einfache Ueberlegung zeigt, daß selbst in den verkehrsreichsten Straßen die Zahl der Vorübergehenden sehr viel kleiner ist, als der Leserkreis einer gut eingeführten Tageszeitung. Ein Blick in den Anzeigenteil der Zeitungen der größten Städte beweist, daß die

rührigsten und erfahrensten Geschäftsleute längst erkannt haben, daß das Inserat für sie nicht zu entbehren ist: auch die Geschäfte in der allerbesten Verkehrsstraße bedienen sich regelmäßig des Zeitungsinserats.

Zeitungen und Schaufenster haben vieles gemeinsam: sie zeigen, was der Kaufmann anzubieten hat, stellen es hinsichtlich Güte und Preiswürdigkeit in das rechte Licht und orientieren das Publikum über wichtige Neuerungen, Fortschritte und Geschmacksrichtungen. Sie interessieren das Publikum. Schaufenster und Inserate sollen sich gegenseitig unterstützen; auch das wird in der Praxis mit Erfolg anerkannt: das Inserat macht auf die Schaufenster aufmerksam und es ermuntert den Leser, sie aufzusuchen; im Schaufenster wiederum findet man immer häufiger den Hinweis: „Aus unserem Inserat“.

Kommen wir nun auf die eingangs gestellte Frage zurück: wie wirkt das Schaufenster und wie die Zeitungsanzeige auf die Kreise, die als Kunden und Käufer in Frage kommen? Es wäre, und das dürfte durch das vorher Gesagte bewiesen sein, falsch, das eine dieser beiden Werbemittel gegen das andere auszuspielen. Das Schaufenster wirkt natürlich eindringlicher, denn es kann die Ware selbst in vorteilhaftestem Licht zeigen und dadurch den Kaufentschluss endgültig herbeiführen. Aber das Inserat kann und wird (wenn es gut ist) den Leser mit sanftem Zwang zu dem Schaufenster hinführen und den Kaufentschluss mindestens bis zum letzten, leichten Anstoß reifen lassen. Dort, wo keine oder ungenügende Schaufenster zur Verfügung stehen, ist das Inserat natürlich erst recht unentbehrlich, denn es gibt dem Kaufmann Gelegenheit, die Güte und Preiswürdigkeit seiner Ware zwar nicht greifbar, aber doch anschaulich zur Geltung zu bringen.

Buntes Allerlei

Auch Scheidungsgründe

Daß Amerika das gelobte Land der Scheidungen ist, dürfte als allgemein bekannt gelten. Die Scheidungswut nimmt aber in Amerika von Tag zu Tag zu, und die Zahl der Scheidungsgründe ist unbegrenzt. Einige besonders charakteristische Beispiele seien hier angeführt. Mrs. Nicola Thompson in Los Angeles wollte sich scheiden lassen, weil ihr Mann die schlechte Gewohnheit hatte, jedesmal, wenn er aus dem Geschäft nach Hause kam die Stiefel auszuziehen und die Keine auf den Tisch zu legen. Das wollte sich Mrs. Thompson keineswegs gefallen lassen und reichte die Scheidungsklage ein. Die Scheidung wurde bewilligt. — Ein Mr. Torpey in Chicago wollte sich nicht damit abfinden, daß seine Frau nicht zu spüren verstand, um Eier zu kochen brauchte sie Gas! Der Scheidungsrichter fragte, ahnungslos wie er war, wie man sonst ein Ei kochen könnte. Aber Torpey erklärte, daß er im Zirkus einen Zauberfünftler gesehen habe, der es verstand, ein Ei in die Westentasche zu legen, um es dann schon gekocht herauszuholen. Eine sparsame Hausfrau, die ihren Mann vor unnötigen Ausgaben schützen will, mußte doch dabei etwas lernen. Diesmal wollte sich aber das Gericht mit dem Standpunkt des sparsamen Ehemannes nicht einverstanden erklären und schloß die Scheidung ab. — Ein anderes Mal war ein Jahr zum Scheidungsgrund geworden. Mrs. Wagner verklagte ihren Mann wegen Körperverletzung. Das kam ja. Eines Nachts bekam Mrs. Wagner Zahnschmerzen. Sie wachte ihren Mann und bat ihn, den Zahn mittels einer alterproben Methode herauszuziehen — den Zahn mit Seidenschnur an die Türkante anzubinden und dann die Tür gewaltsam zu öffnen. Unschlüssigerweise zog Mr. Wagner nicht den frischen, sondern einen gejamerten Zahn aus. Es entstand ein heftiger Wortwechsel, der im Gerichtssaal endete. Das Gericht sprach die Scheidung aus.

Eine Stadt, die das Wort „Kredit“ nicht kennt

Es gibt eine Stadt in den Vereinigten Staaten von Amerika, in welcher kein Mensch, sei er arm oder reich, prominent oder unbedeutend, sich irgendetwas auf Kredit kaufen kann, und wo jeder Kauf in bar bezahlt werden muß. Diese Stadt heißt Bloomfield im Staate Nebraska. Die Ursache dieser eigenartigen Verhältnisse liegt darin, daß im Jahre 1927 die Abzahlung- und Kreditläufe in Bloomfield einen solchen Umfang angenommen hatten, daß die meisten Läden- und Geschäftsinhaber dort am Rande eines vollständigen Ruins standen. Da trat der Verein der häßlichen Kaufleute und Ladenbesitzer zusammen. Die Lage wurde in der Versammlung heftig diskutiert und der Beschluß wurde gefaßt, in Zukunft keinen einzigen Gegenstand, sei er auch unbedeutend, auf Kredit oder Abzahlung zu verkaufen. Da die strikte Durchführung eines solchen Beschlusses nicht leicht war, wurde auch beschlossen, jeden Kaufmann für einen Verstoß gegen diese Regel mit einer Strafe von 100 Dollar zu belegen. Diese Strafe sollte bei jedem weiteren Kreditverkauf verdoppelt werden. Die Folge davon war, daß kein einziger Kaufmann es wagte, ohne sofortige Barzahlung irgend etwas zu verkaufen. Dem Exempel der Kaufleute folgten die Ärzte, Zahnärzte und Rechtsanwälte der Stadt Bloomfield. Und so ist heute, zweieinhalb Jahre nach der Beschlußfassung, das Wort Kredit in Bloomfield gänzlich aus dem Gebrauch verschwunden. Es herrscht jetzt Ruhe und Frieden in den Straßen Bloomfields. Jedermann geht ruhig seinen Weg, ohne Angst, von einem Gläubiger darsch angeprochen zu werden oder in einer Seitengasse unbemerkt verschwinden zu müssen.

Gemeinschaftsdienst Hapog-LOOD nach Ostafrika

Dapog und Llood haben nunmehr auch ihre Dienste nach Ostafrika zu einem Gemeinschaftsdienst vereinigt, der bereits am 10. Juni mit der Ausreise des Dampfers „Anhalt“ des Norddeutschen Lloyd eröffnet worden ist. Ausgangshäfen sind der Reihe nach Bremen, Hamburg, Antwerpen, Rotterdam und Genua. In den einzelnen Häfen sind gemeinsame Lebensläge festgelegt worden. Der neue Gemeinschaftsdienst Hapog-LOOD bietet den Abladern wöchentlich zwei Expeditionen mit ununterbrochener Ladungsannahme nach dem Fernen Osten.

Pflanzen als sichere Wettervorzeichen

Der Bauernstand ist mehr als ein anderer Beruf von der Witterung abhängig. Darum beobachtet der Bauer die Zeichen der Natur. Aus dem Tun und Treiben der Tiere, den Strömungen der Winde, der Stellung von Sonne, Mond und Sternen zieht der Landwirt seine Schlüsse auf gut oder schlecht Wetter. Nicht zuletzt nimmt er aus dem Verhalten mancher Pflanzen Anlaß, das Wetter vorauszusagen. Die Eberwurz, vom Volk Wetterdösel genannt, zeigt ihm untrüglich an, daß andähtend trodenes Wetter kommt, wenn ihre verwitterartigen Reihenschuppen sich aufturn. Der Haselnkehl zieht bei bevorstehendem Regen seine

Blättlein zusammen. Nicht das gelbe Laubkraut ist so wie auf Wetter, duftet es stärker als gewöhnlich, dann kommt bald Regen. Wehlich ist es mit dem Waldmeister. Wenn der von der Bäuerin im Kleiderkasten als Mittel gegen die Schaben in einem leinernen Säcklein aufbewahrt Waldmeister stark riecht, so ist Regenwetter in Aussicht. Ist die Gartenmiere nach 9 Uhr früh noch zu, dann kommt sicher am gleichen Tag noch Regen, hält sie aber bis nachmittags 4 Uhr die Blume offen, so kommt am nächsten Tage heiteres trodenes Wetter. Das Frühlingsbunzterblümchen neigt bei bevorstehendem Regen seine Blättlein abwärts. So kann der Bauersmann aus eigener Naturbeobachtung seine Feldarbeiten den Wetterausichten angleichen und tut so in der Regel.

Köpenickade in Köln

Die Ausstellung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft ist wie aus Köln gemeldet wird, durch eine Köpenickade um die ganze Tageseinnahme geschädigt worden. Die Ausstellungseinnahme wurde von einem Mann angegriffen, der sich als Regierungspräsident ausgab und hat, dem Hauptmann a. D. Hans Werner Beschäftigung zu gewähren. Kurze Zeit darauf stellte sich dann der angebliche Hauptmann vor, der sofort als Kassierer angestellt wurde. An den beiden ersten Tagen lieferte er die Kasse ordnungsmäßig ab, am Abend des dritten Tages aber verschwand er spurlos mit der ganzen Einnahme, deren Höhe unbekannt ist. Ermittlungen ergaben, daß Werner den Anruf des Regierungspräsidenten, dem der „Hauptmann“ völlig unbekannt ist, vorgetäuscht hat. Werner ist leicht zu erkennen, da er direkt bereits vor einigen Jahren wurde der Kölner Rennverein durch einen ebenfalls blinkenden Schwindler um seine Einnahme gebracht. Man vermutet, daß beide identisch sind.

25 Jahre Breitschlamm

ADB. In diesem Sommer sind 25 Jahre verflossen, seit die Breitschlamm im oberen Allgäu für den Touristenbesuch erschlossen wurde. Eine Stunde südwestlich von Oberdorf liegt ein von bewaldeten Höhen eingeschlossener Tallesel, von dem aus die Klamm, dicht an der Breitschlamm hinführend, ihren Anfang nimmt. Am 24. Juli 1904 wurde mit dem Bau begonnen. 4000 Tagelöhner von 10 Mineuren, 5 Tagelöhnern, zwei Maurern, zwei Schloßern und ein Schmied waren erforderlich, um das Werk fertigzustellen. Mit 7000 Sprengschüssen mußte Breitschlamm gebohrt werden. An Sprengmaterialien wurden 1050 Kilo schwarzes Pulver, 225 Kilogramm Anagonpulver, 50 Kilo Dynamit, 2000 Sprengkugeln und 4160 Meter Zündschnur benötigt. Ferner 23 000 Kilo Eisen, 11 000 Kilo Zement und 450 Meter Drahtseil. Die Kosten des Unternehmens betragen 30 000 Mark für den Bau und 30 000 Mark für die Errichtung des Bahnhofs, das nun auch auf ein 25jähriges Bestehen zurückblicken kann. Schon im Jahre 1903 wurden Versuche zur Erschließung der Klamm angestellt, die aber stets scheiterten. Erst die von Pfarrer Schiebel-Tiefenbach gegründete Genossenschaft führte die Erschließung der Klamm durch, die heute zu den schönsten Klammbildungen zählt.

Was ist ein origineller Roman?

Eine der größten amerikanischen Verlagsanstalten hat vor kurzem einen Preis für einen originellen Roman ausgesetzt. Der Roman sollte die Geschichte einer alukischen oder unarmarigen Liebe behandeln. Die Fabel sollte in jeder Beziehung originell sein. Die Spannung des Lesers mußte durch eine nicht abgeschmackte Handlung und neue Situationen aufrechterhalten werden. Der Roman wurde von Manuskriptsendungen überhäuft. Tausende Romane wurden vorgelegt. Sie waren alle außerordentlich spannend und bearbeiteten komplizierte psychologische Probleme. Trotzdem wurden die Manuskripte als langweilig, alt und schablonenhaft verworfen. Ein Werk wurde dagegen für außerordentlich schön und frisch erklärt. Der Inhalt des Romanes ist folgender. Es war einmal ein armer, aber ehrlicher Jüngling. Er liebte ein armes, aber hübsches Mädchen. Die jungen Leute lernten sich kennen und verlebten sich ineinander. Die Eltern leiteten ihrer ehelichen Verbindung keine Hindernisse in den Weg. Das verliebte Paar heiratete. Friede, Ruhe und glückliche Liebe das Ehepaar in bescheidenem Besitz, „bis zum Tode“. Die Ehe wurde mit vier Kindern gesegnet. Der Ehegatten brach dem anderen die Treue. Die Frau, die Keim, der Ehegatten wertvollste Werk unter den eingesetzten Manuskripten,“ erklärt und mit einer Prämie von angeblichen Manuskripten. Der Roman erscheint demnach unter dem Titel: „Ein phantastischer Roman“.

Ford will Mensch

Henry Ford hat vor kurzem einen „Griff in die Tasche gemacht und hundert Millionen Dollars für die Einrichtung einer Schule gestiftet, die er „die Schule der Zukunft“ nennt. Der große Mann hat so lange Autos fabriziert, „bis die Welt den Wunsch bekam, Menschen zu fabrizieren.“ „Die Schule der Zukunft“ ist Standardisierung, behauptet Ford. „Kunsthändler und Standardisierten Menschen herstellen. Der standardisierte Mensch muß von streng rationaler Kost leben. Seine Ernährung kann nur nach einer mathematischen Formel vor sich gehen. Die erste Nutterschule Fords hat ihre Tätigkeit bereits begonnen. Sie nimmt nur Knaben im Alter von 12 bis 17 Jahren auf. Sprachen, Literatur, Kunst, Musik und Geschichte sind in den neuen Schulen verboten. Es ist selbstverständlich unnötig zu wissen, wer Napoleon war, sagt Ford. Die Schüler müssen die Lebenskunst lernen, sie müssen verstehen, zu kaufen und zu verkaufen. Sie müssen wissen, wie man sich lina, gesund und für den Lebenskampf stets gerüstet hält. In der Fordschule gibt es weder Lehrpläne noch Bücher. Die ganze Schule ist eine einzige Werkstatt. Alles funktioniert wie am Schnürchen. Die Schüler bezahlen kein Schulgeld, erhalten dagegen einen Tageslohn für die Arbeit, die sie in der Schule ausführen. Dieser Tageslohn wird dazu verwendet, die Kosten der Wohnung und des Unterhaltes zu bezahlen. Die Schüler werden weiter in der Kunst unterrichtet, so viel wie möglich aus ihrem Lohn herauszubekommen, und sogar die Kosten des abendlichen Ausganges zu bestreiten. Sport, erklärte Ford unter diesen Umständen für vollständig unnötig. Die Schüler haben genügend Bewegung durch ihre Arbeit und die Gesundheit wird durch die Kost aufrechterhalten. Die Kost besteht aus rohem Gemüse, Fleisch und Milch. Diese Speisen werden aber niemals gleichzeitig serviert. Hat man am Vormittag Fleisch zu essen bekommen, so muß man sich abends mit Gemüse begnügen. Kaffee, Tee, Schokolade, Tabak, Alkohol und sogar Sals sind als Gift gleichzeitig verboten. Die Schule gleicht einem Kloster, da keine einzige weibliche Person die Räume betreten darf. Die ganze Hausarbeit wird von Männern ausgeführt.

Verantwortlicher Schriftleiter: Erwin Bollmer.
Druck und Verlag der W. Rieder'schen Buchdruckerei, Altensteig.